

Zeitschrift:	Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band:	29 (1919)
Heft:	1
Artikel:	Zwingli als Stifter unserer Hochschule : Ansprache an der Reformations-Feier der Universität Zürich am 5. Januar 1919 in der Kirche zu St. Peter in Zürich
Autor:	Oechsli, Wilhelm
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-789308

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZWINGLI ALS STIFTER UNSERER HOCH-SCHULE. ANSPRACHE AN DER REFORMATIONS-FEIER DER UNIVERSITÄT ZÜRICH AM 5. JANUAR 1919 IN DER KIRCHE ZU ST. PETER IN ZÜRICH VON PROF. WILHELM OECHSLI.

Wenn die Universität eine eigene Zwinglifeier veranstaltet, so geschieht es namentlich auch deshalb, weil sie den Reformator als ihren eigentlichen Gründer betrachtet. Ja, wird man sagen: unsere Universität besteht ja erst seit 1833. In Wirklichkeit aber ist unsere Hochschule um 300 Jahre älter; sie ist von Zwingli 1525 ins Leben gerufen und 1833 nur zur Universität erweitert worden. Das möchte ich Ihnen heute mit einigen Worten in Erinnerung bringen.

Das vorreformatorische Zürich stand an geistiger Bedeutung hinter andern Schweizerstädten auffällig zurück. Es hat kein Geschichtswerk hervorgebracht, das sich mit den Berner Chroniken von Justinger, Thüring Fricker, Diebold Schilling oder mit der Geschichte des alten Zürichkrieges von dem Luzerner Hans Fründ messen könnte. Ebensowenig hat Zürich Dichter historischer Volkslieder besessen, wie Lenz sie von der Schlacht bei Sempach an bis zum Schwabenkrieg in ununterbrochener Folge aufweist. Vollends tritt Zürich gegen die Universitätsstadt Basel in den Schatten, das von einem Erasmus als reizvollster Musensitz gepriesen wird und einen Hans Holbein unter seine Bürger zählte. Und während die Basler Buchdrucker den Namen Basels in alle Welt verbreiteten, beschränkten sich die Leistungen Zürichs im Buchdruck vor der Ankunft Zwinglis und Froschauers auf zwei religiöse Broschüren, ein Gebetbüchlein, einen Kalender und drei fliegende Blätter.

Allerdings leuchtet Zürich in der mittelalterlichen Literaturgeschichte durch die Namen Manesse und Hadlaub. Und schon 1237 beginnt die Zürcher Gelehrten- und Schulgeschichte mit dem Schulmeister und Poetaster Konrad von Mure. Allein das waren sporadische Erscheinungen. 1335 erklären Propst und Kapitel am Grossmünster, der Hauptbildungsstätte Zürichs, dass sie nicht schreiben können. Hundert Jahre später lebte am Stift der gelehrte Chorherr Felix Hemmerli, der ein leidenschaftliches Naturell in einer Reihe kirchlicher und politischer Pamphlete ausströmte. Aber das alles kann den Eindruck geistiger Öde nicht verwischen, den das vorreformatorische Zürich auf uns macht.

Seit langem gab es in Zürich zwei Lateinschnlen, die Schola Carolina am Grossmünster und die Schola Abbatissana am Fraumünster, die sich indes nicht über das Niveau der gewöhnlichen Lateinschulen erhoben und kleine Institute mit je einem Schulmeister waren. Über dem Schulmeister am Grossmünster stand der Schulherr, ein Chorherr, der den Lehrer dem Kapitel vorzuschlagen hatte, ihn bei lässiger Führung auch

absetzen durfte, der also die gesamte Leitung und Aufsicht über die Schule hatte, aber nicht selbst Unterricht erteilte. Dass man schon vor der Reformation bemüht war, die Qualität der Schulen durch Berufung tüchtiger Lehrer zu steigern, zeigt die Wahl des Luzerners Oswald Mykonius, der an beiden Zürcher Schulen wirkte, zuerst 1516—19 am Grossmünster, dann, nachdem er ein paar Jahre in Luzern gelehrt, 1523 bis 31 am Fraumünster. Mykonius, ein intimer Freund Zwinglis, war nach Thomas Platter „ein gar gelerter man und trüwer Schulmeister“, der seine Schüler so gründlich deklinieren und konjugieren liess, dass ihnen die Hemden nass wurden und Sehen und Hören verging. Ganz anderer Art war aber sein Vorgänger am Fraumünster, der Zuger Wolfgang Knöwell. „Er was ein grosser redlich man, hatt aber der schul nit vil acht, lugt mer, wo die hübschen meitlin weren, vor denen er sich kum erweren mocht.“ So schildert ihn Thomas Platter, der auf solchen Lateinschulen alt geworden und unter solchen Lehrern sich jahrelang in Deutschland umhergetrieben hatte, ohne es auch nur zum richtigen Deklinieren eines Substantiv erster Deklination zu bringen.

Mit Zwingli zog ein neues Leben in der Schule wie in der gesamten Geistestätigkeit Zürichs ein. Es ist für ihn bezeichnend, dass die erste einschneidende Reform, die er durchführte, die Körperschaft betraf, der er selber angehörte. Das reiche Stift am Grossmünster mit seinen 24 Chorherren und 32 Kaplänen, deren Tätigkeit im Chorsingen und Messelesen aufging, war der Hauptächlichste Gegenstand der Abneigung und Begehrlichkeit des Volkes geworden. Schon im Juni 1523 schreibt ein Kaplan am Grossmünster einem Freund in Rom, die Bauern schelten die Stiftsherrn „unnütz nüt söllend Päffen“, die das Volk seit 1400 Jahren verführt haben; der gemeine Mann hoffe, man lasse die Päffen in Zürich abgehn bis auf 6 oder 10 und teile die Pründen unter das Volk. Er besorge, „diewil der bapst, die Cardinäl und bischof uns nit wellend ze hilf kommen, wir müessind mit gwalt vom glouben und allem gottsdienst in kurzem ilents fallen oder von dem gemeinen man erschlagen werden.“

Zu solchen Gewalttaten kam es nicht, wohl aber führten eine Anzahl Gemeinden vor dem Rat Klage wegen der Missbräuche der Chorherren, wegen der Zehnten und andern Abgaben, womit man sie beschwere. Jener altgläubige Kaplan beschuldigt Zwingli und seine Freunde, sie hätten wider ihre geschworenen Eide sich vom Kapitel getrennt und vor dem Rat den Bauern geholfen. In Wahrheit suchte Zwingli das Stift zu retten, indem er seinen Mitgliedern eine nützliche Tätigkeit und seinem Reichtum eine für das Gemeinwohl fruchtbringende Bestimmung anweisen wollte.

Im Chorherrenstift am Grossmünster müssen damals gewaltige Stürme getobt haben. Die eifrigen Altgläubigen wollten Zwingli und

einem andern Chorherrn, Erasmus Schmid von Stein, als „Fremden“ den „Stoss“ geben, belastendes Material gegen sie sammeln, um das Kapitel zu ihrer Entsetzung als meineidiger und unwürdiger Besitzer ihrer Pfründen aufzufordern. Statt dessen gelang es Zwingli, die Mehrheit des Kapitels für seinen Plan zu gewinnen, und statt ihn, wie die Katholiken wollten, auszustossen, ordneten Probst und Kapitel im September 1523 an den Rat eine Botschaft ab, deren Sprecher Zwingli war. Durch seinen beredten Mund bekannte das Stift, dass viel in seiner Ordnung sei, was der Besserung bedürfe; es sei aber nicht seine Schuld oder Arglist, sondern erwachsen aus der Unwissenheit der Vorfahren. Es sei bereit, mit Hilfe eines ehr samen Rates, nach der Lehre und Regel Christi solche Dinge zu ändern und zu bessern, doch alles ohne Aufruhr und mit Güte. Die Abschaffung der Zehnten würde nicht bloss dem Stift zum Schaden und Verderben, sondern der Stadt und ganzen Gemeinde zu merklichem Nachteil gereichen. Es werden sich aber leicht gute Wege finden, solche Dinge wohl zu ordnen, im Sinne derer, die von Herzen begehren, jeder mann nützlich zu sein und niemand zu schaden.

Dem Rat war dies freiwillige Entgegenkommen des ehrwürdigen Stifts so willkommen, dass er durch Bürgermeister Marx Röist antwortete, „er wolle des fre ndlichen Vortrags dem Probst und Kapitel zu Gutem nimmermehr vergessen.“ Es wurden ausser dem Bürgermeister drei Ratsherren, Seckelmeister Gerold Edlibach, Obristzunftmeister Rudolf Binder und Meister Jos von Chusen ernannt, um mit der Abordnung des Stifts über die Reform zu ratschlagen. Faktisch kam es darauf hinaus, dass, wie der altgläubige Kaplan seinem Freund in Rom klagt, „mine Herren Rät den Zwingli lassen artikel stellen, in den so vil begriffen ist, dass min herren chorherren gantz dhein gwalt mer hand.“ Die alt gesinnten Herrn im Stift widersetzen sich Zwinglis Projekt mündlich und schriftlich. Der ihm befreundete Custos Heinrich Uttinger schrieb auf ihre Eingabe, die dem Evangelium Widerstrebenden hätten „die nachvolgend hübschen antwurten gemacht, aber nüt damit geschaffet.“ Es blieb bei der von Zwingli verfassten Ordnung, die von Probst und Kapitel wie vom Grossen Rat genehmigt und im Druck vom 29. Sept. 1523 datiert wurde.

Das Chorherrenstift blieb bestehen, aber es musste sich in eine für die Gesamtheit nutzbringende Anstalt umwandeln und obrigkeitlicher Aufsicht unterziehen. Die grosse Zahl der müssig gehenden Geistlichen sollte sukzessive vermindert und die durch Absterben erledigten Pfründen durch „wohl gelehrte, kunstreiche, sittige Männer“ besetzt werden, „die alle Tage öffentlich in der heiligen Schrift eine Stunde in hebräischer, eine Stunde in griechischer und eine Stunde in lateinischer Sprache, die zu rechtem Verstand der göttlichen Schriften ganz notwendig sind, lesen und lehren ohne der Unsern von Stadt und Land,

so in ihre Lektion gehen, Belohnung und Bezahlung.“ Es soll „eine ehrsame, wohlgelehrte, züchtige Priesterschaft zu der Ehre Gottes und unserer Stadt und Landschaft Lob, auch zum Heil der Seelen, bei dem Gotteshaus St. Felix und Regula“ herangezogen werden, also, „dass man daselb t, so oft es not sein würde, rechte, redliche, geschickte Leute im Gotteswort und christlichen Leben finde, die man den frommen Untertanen in der Stadt und auf dem Land wohl möge zu Seelsorgern, Pfarrern oder Leutpriestern vorsetzen. Dazu soll ein Schulmeister reichlicher belohnt werden als bisher, damit er die jungen Knaben möge fleissig anführen und leiten, bis dass sie die vorgemeindeten Lektionen zu begreifen fähig werden, damit man die Jungen in ihrer Väter Kosten, sie seien aus der Stadt oder der Landschaft, nicht an fremde Orte zur Schule schicken müsse; denn sie an dem Ort viel mehr und ohne ihrer Väter Beschwerde, als anderswo in andern Schulen erlernen mögen.“

In Zukunft sollen auch nicht zweierlei Priester, Chorherren und Kapläne an einer Kirche sein, sondern sie sollen einen Namen und Titel haben. „Wer aber zu solchen Pfründen und Lekturen erwählt wird, soll nicht anders bestätigt werden, denn sofern er sich, wie das Amt es erfordert, übt, auch geziemend und ehrlich hält. Sonst mag man ihn abstoßen; doch soll das denen, die in Krankheit oder andere Gebrechen fallen und Alters halb nicht mehr mögen, nicht schaden.“

Der Rat bestellte vier Pfleger, die fortan an der Verwaltung des Stifts teilnahmen. Mit den vier obrigkeitlichen Pflegern wirkten vom Kapitel zusammen der Probst Felix Frei, Zwingli, die Chorherren Antoni Walder und Heinrich Uttinger, letzterer als Notarius oder Aktuar, wie wir heute sagen würden. Am 20. Dez. 1524 anerbte dann das Stift dem Rat die Übergabe seiner hohen und niedern Gerichte und verzichtete auf seine weltlichen Hoheitsrechte zu Gunsten des Staates, behielt aber seine Zehnten und die übrigen für den Bestand des Stifts und seiner Schule nötigen Einkünfte. Durch diese Selbstreform erhielt sich das Chorherrenstift am Grossmünster als lebensfähiges Kulturelement bis ins 19. Jahrhundert.

Am 3. April 1525 starb der bisherige Schulherr Johannes Niessli, der als Angehöriger der altgläubigen Opposition ein Hemmschuh für Zwinglis Pläne gewesen war. An seiner Statt wurde nun Zwingli selber Schulherr, weshalb er in den Chorherrenhof des Schulherrn, in die sogen. „Schuley“, das Eckhaus der obren Kirchgasse, übersiedelte, wo noch das „Zwingli-Stüblein“ aus dem XVI. Jahrh. erhalten ist. Jetzt hatte er endlich freie Hand, den Plan der hohen Lehranstalt, wie er vor seiner Seele stand, zu verwirklichen. Vor allem handelte sich darum, die rechten Kräfte dafür ausfindig zu machen. Zwei gelehrte Stadtzürcher, auf die er vorher das Auge geworfen hatte, Konrad Grebel und Felix Marx, waren als Führer der Wiedertäufer unmöglich geworden. Dafür

fand Zwingli einen Mann, wie er ihn brauchte, in einem jungen Zürcher vom Lande, Jakob Wiesendanger, dessen Name nach damaliger Humanistensitte während seiner Studien in Wien in *Ceporinus*, vom griechischen *κηπωρός*, Gärtner, umgewandelt worden war. Am 5. Juni 1525 wurde die Pründe des verstorbenen Chorherrn Konrad Hoffmann auf Ceporin übertragen, mit der Verpflichtung, alle Tage zu lesen, an einem Tag hebräisch, am andern griechisch, alles nach Rat des Schulherren.

Der 25jährige Jakob Wiesendanger, genannt Ceporin, ein hochgewachsener, rothaariger Jüngling von stillem, fast schüchternem Wesen, ist der erste ordentliche Professor unserer Hochschule gewesen, und er verdient es, dass seiner an dieser Stelle mit ein paar Worten gedacht werde, nach der knappen Biographie, die ihm der unvergessliche Emil Egli in seinem *Analecta Reformatoria* gewidmet hat. Im Jahr 1500 zu Dynhard bei Winterthur geboren, als Sohn eines Bauers und Zieglers, erhielt er seine Vorbildung an der Lateinschule zu Winterthur und soll dann mehrere Jahre in Köln studiert haben. Sicher ist sein Aufenthalt in Wien, an dessen Universität er auf das Wintersemester 1518/19 als „*Jacobus Wisentanger Tigorinus, scolaris juris*“ immatrikuliert wurde. Schon im Frühling 1520 galt der junge Dynharder in Wien als so tüchtiger Griecher, dass selbst Gelehrte bei ihm in dieser Sprache Unterricht nahmen. Im Sommer hörte er in Ingolstadt Vorlesungen bei Reuchlin, dem ersten Kenner des Hebräischen und einem der besten des Griechischen. Im Oktober 1520 lernte ihn Zwingli kennen, der den in den drei Sprachen Hebräisch, Griechisch und Lateinisch beschlagenen Jüngling an Beatus Rhenanus in Basel empfahl. Dort mag er, wie schon mancher junge Gelehrte, in den Dienst eines Buchdruckers getreten sein und daneben fleissig seinen Studien obgelegen haben. Zwingli vergaß ihn nicht. Oktober 1522 zog er ihn nach Zürich und bildete sich bei ihm selber im Hebräischen weiter an. Mit dem Aufenthalt in Zürich wechselte derjenige in Basel, wozu Ceporins Beziehungen zu den Buchdruckern Anlass gaben. So erschien von ihm im Dezember 1522 bei Curio in Basel eine griechische Grammatik mit Hesiods Georgikon und einer Anzahl griechischer Epigramme als Anhang, gewidmet Zwingli als dem Patron solcher Studien. Konrad Gessner röhmt Ceporins Grammatik als unerreicht durch Kürze und durch Behandlung aller Dialekte; sie erlebte während der drei Lebensjahre, die dem Verfasser noch blieben, drei Auflagen und nach seinem Tod in Basel, Zürich, Paris, Köln deren eine Menge durch das ganze 16. und 17. Jahrhundert. Noch 1724 stand sie an den zürcherischen Schulen im Gebrauch. 1523 besorgte Ceporin zur Eröffnung der Offizin des Basler Druckers Johannes Bebel eine Ausgabe von drei griechischen Autoren Dionysius, Aratus und Proklus, dann den Druck von Zwinglis Lehrbüchlein für Gerold Meyer von Knonau,

der einzigen pädagogischen Schrift des Reformators. Auch wagte er sich an eine hebräische Grammatik, deren Handschrift noch Mitte des 16. Jahrhunderts in Zürich lag. Auf Juni 1525 folgte endlich Ceporins definitive Berufung als Professor des Hebräischen und Griechischen an der neuen Anstalt.

Am 19. Juni 1525 fand die Eröffnung der neuen hohen Schule in Zürich statt, ohne besondere Feierlichkeit; denn die Zeit war zu Festlichkeiten nicht angetan. Nicht nur stand Zürich mit seiner religiösen Neuerung weit und breit allein und hatte an den V Orten bittere Feinde derselben in nächster Nähe — in Schwyz waren drei Wochen vorher ein Priester und ein Schiffmann lebendig verbrannt worden —, auch der Kanton selbst stand mitten in einer gefährlichen sozialen Krise, mitten in den durch das deutsche Beispiel veranlassten Bauernunruhen. Am 5. Juni hatte die grosse und stürmische Bauernlandsgemeinde zu Töss stattgefunden; auf den 22. berief der Rat die Ausschüsse der unzufriedenen Ämter vor sich, wo Zwingli sie von der Natur des Zehntens als einer „ufrechten schuld“, die man nicht einfach abschütteln könne, überzeugen sollte. Und gerade in diese außergewöhnlichen Wochen, wo die Stadt keinen Augenblick sicher war, ob nicht, wie zu Waldmanns Zeit, bewaffnete Bauernhaufen vor ihren Toren erscheinen würden, fällt der Geburtstag unserer Hochschule. Um 8 Uhr des 19. Juni versammelten sich als zur Teilnahme an den Lektionen verpflichtet sämtliche Geistlichen der Stadt, Chorherren, Kapläne, Pfarrer und Studenten, im Chor des Grossmünsters. Vermutlich fehlten zur Eröffnung auch die beiden Bürgermeister Diethelm Röst und Heinrich Walder, ferner die Pfleger des Stifts und andere der Neuerung zugetane Ratsherren nicht. Nachdem alles im Chorgestühl Platz genommen, hob Meister Zwingli an zu beten und sprach lateinisch: „Allmächtiger, ewiger, barmherziger Gott, dessen Wort eine Leuchte ist unseren Füssen und ein Licht unserer Wege, schliesse auf und erleuchte unsere Gemüter, auf dass wir deine Worte rein und lauter verstehen und nach dem, was wir verstanden haben, uns einrichten, damit wir deiner Majestät nirgends missfallen, durch unsern Herrn Jesus Christus. Amen!“

Darauf las ein Student den Anfang der Genesis, so weit man ihn an diesem Tag erklären wollte, in lateinischer Übersetzung vor. Dann stand der neue Professor Ceporin auf, las denselben Text hebräisch und gab dazu die nötige Erklärung auf lateinisch und wies nach, wo etwa der Originaltext von der Vulgata, der kirchlich sanktionierten Übersetzung, abwich. Hierauf las Zwingli dasselbe Stück griechisch aus der Septuaginta, ging auf schwierige Stellen näher ein und legte den rechten Sinn und Zusammenhang des Ganzen dar, ebenfalls in lateinischer Sprache. Den Beschluss machte Leo Jud, Leutpriester am St. Peter, der den Text auf deutsch wiedergab, mit passender Auslegung und der das Ganze mit einem Vater Unser beendete, in dessen Amen alle Gesit-

lichen einstimmten. Das war die von Zwingli neu eingerichtete „*Lectio publica*“ oder „Prophezei“, wie er sie nach dem ersten Korintherbrief nannte, die von da an täglich, mit Ausnahme von Freitag und Sonntag, gehalten wurde.

Die Prophezei sollte einerseits Ersatz für die Horen sein, die man bisher um 8 Uhr im Grossmünster gesungen hatte; anderseits sollte sie den Wortlaut und Sinn des Gotteswortes in den vier Sprachen feststellen, den gegenwärtigen und künftigen Geistlichen ein klares, gründliches Verständnis der Heiligen Schrift vermitteln.

Auch die Vorbereitungsschule zur Prophezei, die Lateinschule, wurde durch Zwingli reformiert. Zum Lehramt Ceporins gehörte neben dem Hebräischen das Griechische, das in der Prophezei durch Zwingli selber vertreten wurde, so dass Ceporin die Lektion an der Schule zufiel. Schon nach einem halben Jahr, am 20. Dez. 1525, erlag aber der junge Gelehrte seinen übermässigen Anstrengungen. Zwingli setzte ihm ein Denkmal, indem er 1526 eine von Ceporin druckfertig gestellte Pindarausgabe mit einem Vorwort und Nachwort versah. Ceporin, sagte er, habe zu nichts Anderem geboren geschienen, als zum Lehrer und Erklärer ältester und schwierigster Schriftsteller. Ein ungeheuer arbeitsauser Mensch, habe er trotz aller Mahnungen seiner Gesundheit nicht geschont; nichts, habe er einmal gesagt, erquicke ihn so sehr, als beständiges Studium. Diesen jungen Baum habe der himmlische Gärtner gefällt zum grossen Verlust für die Wissenschaften.

Zwingli erkannte, dass er dem braven Ceporin zu viel aufgeladen hatte. An seiner Stelle berief er nicht weniger als drei Professoren. Für das Hebräische gewann er von Basel her den trefflichen Konrad Pellikan. Dann wurde die Lateinschule mit neuen Lehrkräften versehen. Zu dem eigentlichen Schulmeister Jörg Binder, der mit einem Gehilfen, einem Provisor, den Schülern die Elemente beibrachte, gesellten sich zwei Professoren für den höhern Unterricht im Latein und im Griechischen, der Zürcher Hans Jakob Ammann und der Luzerner Rudolf am Büel, latinisiert Collin. Das Griechische erhielt jetzt erst seine organische Stelle an der Schule. Homer, Aristophanes, Plutarch wurden neben den Lateinern regelmässig gelesen; denn Zwingli wollte das Studium der Theologie auf eine tüchtige humanistische Bildung gründen. Aber die Krone der ganzen Anstalt blieb die Prophezei, Zwinglis eigenartige Schöpfung, an der er selbst mit Pellikan und Leo Jud die angehenden Prediger an Hand der Urquellen in die Theologie einführte. Aus dieser Prophezei ging durch die Mitarbeit der verschiedensten Gelehrten die Zürcher Bibelübersetzung hervor. Der Unterricht war auf allen Stufen unentgeltlich; armen Schülern und Studenten griff man statt des früher üblichen Bettelns und Singens vor den Türen durch Stiftung von Stipendien unter die Arme.

Neben der hohen Lehranstalt am Grossmünster rief Zwingli auch eine Art Volkshochschule am Fraumünster ins Leben, indem dort Myconius täglich das neue Testament im Chor deutsch erklärte. „Zu seiner lätzgen giengen Pfaffen und Laien, wib und man, in die schul zum Frowenmünster“, erzählt ein begeisterter Zuhörer, der Chronist Bernhard Wyss.

Zürich hatte fortan seine Hochschule, die allerdings bloss für Theologen und Philologen berechnet war und mit der Vorbereitungsschule, dem Gymnasium, zusammen eine Anstalt bildete. Von dem neuen Stift ging ein ununterbrochener Strom wissenschaftlichen Lebens und literarischer Produktion in die Welt hinaus. „Der gelehrtesten Theologen schönste Akademie und berühmteste Schule“ nennt es der englische Bischof John Bale im Jahre 1558, und noch 1611 fasst ein anderer Engländer, Thomas Coryat, den Ruhms Zürichs mit den Worten zusammen: „Obgleich es keine Universität ist, um den Studenten Titel zuerteilen, so hat es doch mehr einzigartig geehrte Autoren hervorgebracht als irgend eine der berühmtesten Universitäten der ganzen Christenheit und zwar besonders Theologen... Ich bin überzeugt, daß unsere beiden Universitäten Oxford und Cambridge so geehrte Männer wie irgendwo in der Welt hervorbringen; aber was die Quantität der Schriftwerke anbetrifft, so sind die Zürcher unseren eigenen Leuten überlegen.“ Wie Zürich Dank der erstaunlichen Tätigkeit, die der mit Zwingli hereingekommene, ihm eng befreundete schwäbische Drucker Froschauer entfaltete, mit Basel als Druckort zu wetteifern begann, kann ich hier nur andeuten.

Wie der treffliche Geschichtschreiber der Genfer Universität, Prof. Borgeaud, sein grosses Werk mit einem Band über die Akademie Calvins eröffnet hat, so muss die Geschichte unserer Universität mit der Schöpfung Zwinglis, der humanistisch-theologischen Lehranstalt am Grossmünster, dem Carolinum, wie sie später genannt wurde, beginnen. Man braucht nur neben Zwingli, Ceporin, Pellikan, Leo Jud die Namen Bullinger, Bibliander, Konrad Gessner, Josias Simler, Antistes Breitinger, Joh. Heinr. Hottinger, Joh. Jak. Scheuchzer, Bodmer und Breitinger, Leonhard Usteri, Joh. Heinr. Rahn, Joh. Schulthess zu nennen, um zu zeigen, was das Stift durch drei Jahrhunderte für Zürich bedeutet hat. Wir ehren daher in Zwingli nicht bloss den Reformator unserer Kirche, nicht bloss den Stifter unserer Hochschule, sondern den Wecker des geistigen Zürich überhaupt. Möge Zwinglis mutige, wahrheitsuchende Seele das Wahrzeichen unserer Hochschule, die Standarte unseres Landes und Volkes in alle Zukunft sein und bleiben!

**

QUELLEN. Zwingli, Sämtliche Werke, Neue Ausgabe, II 609 ff., Alte Ausgabe V 1 ff. Ulrich Zwinglis Lehrbüchlein, her. v. Emil Egli, Beigabe S. 52 ff. Bullinger, Reformationsgeschichte I 113 ff., 289 ff. Bernhard Wyss, Chronik

64, 66 f. Kessler, Sabbata (Neue Ausgabe) S. 203 f. Ulrich Ernst, Geschichte des Zürcherischen Schulwesens bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Emil Egli, *Analecta Reformatoria II* 145—160. Derselbe, Schweizerische Reformationsgeschichte I 98 ff., 341 f. Aktensammlung zur Gesch. d. Zürcher Reformation. Nr. 425 u. 426, 576 b, 735 b, 1585, 2002, 2003. Pestalozzi, Die Gegner Zwinglis am Grossmünsterstift 108 ff. Dändliker, Gesch. Zürichs I, 119 ff., 208. Salomon Vögelin, Die Holzschnidekunst in Zürich im 16. Jahrhundert (Neujahrsblätter der Stadtbibliothek 1879—82). Theod. Vetter, Englische Flüchtlinge in Zürich (Neujahrsbl. der Stadtbibl. 1893), S. 14 f. Finck, Reiseerinnerungen an die Schweiz von zwei Zeitgenossen Shakespeares (Wissen und Leben VII. Jahrg., S. 469 f.)

LITERARISCHES.

Szadrowsky, Manfred, Dr. *Nomina agentis* des Schweizerdeutschen in ihrer Bedeutungsentfaltung. Huber & Co. in Frauenfeld. Preis 7 Fr.

Das Werk bildet den XII. Band der Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik, herausgegeben von Bachmann. Es behandelt einlässlich und übersichtlich die Deverbativa auf -er, die deverbativen Masculina auf -i und die deverbativen n-Bildungen. In jeder dieser Gruppen ist der Stoff gegliedert nach Personen, Tieren, Pflanzen, Körperteilen, Gegenständlichem usf., und die in jede dieser Gruppe gehörenden Wörter stellt der Verfasser wieder nach bestimmten Gesichtspunkten zusammen. Die nach der Bedeutung möglichen Gruppen sind damit jedenfalls vollständig aufgeführt, wenn natürlich auch nicht die dazu gehörigen Wörter. Das gebotene Material ist immerhin ausserordentlich reich und mannigfaltig; man staunt in gleicher Masse über den Bienenfleiss, der zu dessen Sammlung, wie über die Sachkenntnis, die zu dessen Sichtung gehörte. Die Hauptfundgrube bildete natürlich das Schweizerische Idiotikon. Der Wert des Buches erschöpft sich damit nicht, dass es einen unschätzbareren Beitrag für die Kenntnis des Schweizerdeutschen überhaupt und die deutsche Grammatik im allgemeinen bildet. Für den Lehrer sind neben dem die feinen psychologischen Bemerkungen und Untersuchungen von hohem Wert und Interesse.

C.

Pädagogisches Jahrbuch 1918. Herausgegeben von der Wiener Pädagogischen Gesellschaft. Geleitet von Leopold Scheuch. Wien, A. Pichlers W. & S. 179 S., gr. 8°. Kr. 7.20.

Mit besonderen Gefühlen nehmen wir den 41. Band der Wiener Jahrbücher zur Hand: In schwerer Zeit hat die Pädagogische Gesellschaft doppelt ernste Arbeit eifrig geleistet. Das neue Buch ist Zeuge durch die Vorträge über Jugendfürsorge und Lehrerbildung, die es enthält. In dem Vortrag: Pestalozzi als Wegweiser ins Neuland der Volkserziehung zeichnet Direktor Zwilling die Strömung zur Neubelebung der Erziehung in Schule und Haus, die zurzeit die Geister beschäftigt. Den Gedanken der Berufsberatung und des Oekonomieprinzips in Wirtschaft und Erziehung erörtert Steiskal. Was Professor Fadrus über Reformen der Lehrerbildung spricht, dürfte m. m. auch bei uns Beachtung finden, so auch L. Scheuchs Betrachtung über die berufliche Leistungsfähigkeit des Lehrers. Aus der Not der Zeit heraus redet Direktor Tomola über Fürsorgeerziehung in Wien; auf dem Boden des Reiches Direktor Zwilling, indem er das Fürsorgeerziehungsgesetz behandelt, das Oesterreich